

Vorrede zur zweiten Auflage.

Diese neue Ausgabe des „Buchs der Lieder“ kann ich dem über-
rheinischen Publikum nicht zuschicken, ohne sie mit freundlichen Grüßen
in ehrlichster Prosa zu begleiten. Ich weiß nicht, welches wunderliche
Gefühl mich davon abhält, dergleichen Vorworte, wie es bei Gedichte-
sammlungen üblich ist, in schönen Rhythmen zu versifizieren. Seit
einiger Zeit sträubt sich etwas in mir gegen alle gebundene Rede,
und, wie ich höre, regt sich bei manchen Zeitgenossen eine ähnliche
Abneigung. Es will mich bedünken, als sei in schönen Versen allzu-
viel gelogen worden und die Wahrheit scheue sich, in metrischen Ge-
wandten zu erscheinen.

Nicht ohne Befangenheit übergebe ich der Lesewelt den erneuerten
Abdruck dieses Buches. Es hat mir die größte Überwindung gekostet,
ich habe fast ein ganzes Jahr gezaudert, ehe ich mich zur flüchtigen
Durchsicht desselben entschließen konnte. Bei seinem Anblick erwachte
in mir all jenes Unbehagen, das mir einst vor zehn Jahren, bei der
ersten Publikation, die Seele beklemmte. Verstehen wird diese Em-
pfindung nur der Dichter oder Dichterling, der seine ersten Gedichte
gedruckt sah. Erste Gedichte! Sie müssen auf nachlässigen, ver-
blühten Blättern geschrieben sein, dazwischen hie und da müssen
welke Blumen liegen, oder eine blonde Locke, oder ein verfarbtes
Stückchen Band, und an mancher Stelle muß noch die Spur einer
Thräne sichtbar sein . . . Erste Gedichte aber, die gedruckt sind, grell
schwarz gedruckt auf entsetzlich glattem Papier, diese haben ihren
süßesten, jungfräulichsten Reiz verloren, und erregen bei dem Ver-
fasser einen schauerlichen Mißmut.

Ja, es sind nun zehn Jahre, seitdem diese Gedichte zuerst er-
schienen, und ich gebe sie, wie damals, in chronologischer Folge, und
ganz voran ziehen wieder Lieder, die in jenen früheren Jahren ge-
dichtet worden, als die ersten Küsse der deutschen Muse in meiner
Seele brannten. Ach, die Küsse dieser guten Dirne verloren seitdem
sehr viel von ihrer Glut und Frische! Bei so langjährigem Ver-
hältnis mußte die Inbrunst der Fliederwochen allmählich verrauchen;
aber die Zärtlichkeit wurde manchmal um so herzlicher, besonders in
schlechten Tagen, und da bewährte sie mir ihre ganze Liebe und
Treue, die deutsche Muse! Sie tröstete mich in heimischen Drang-

fallen, folgte mir ins Exil, erheiterte mich in bösen Stunden des Verzagens, ließ mich nie in Stich, sogar in Geldnot mußte sie mir zu helfen, die deutsche Muse, die gute Dirne!

Ebenjowenig, wie an der Zeitfolge, änderte ich an den Gedichten selbst. Nur hie und da in der ersten Abtheilung wurden einige Verse verbessert. Der Kammerparnis wegen habe ich die Dedikationen der ersten Auflage weggelassen. Doch kann ich nicht umhin zu erwähnen, daß das lyrische Intermezzo einem Buche entlehnt ist, welches unter dem Titel „Tragödien“ im Jahr 1823 erschien und meinem Oheim Salomon Heine zugeeignet worden. Die hohe Achtung, die ich diesem großartigen Manne zollte, sowie auch meine Dankbarkeit für die Liebe, die er mir damals bewies, wollte ich durch jene Widmung bekräftigen. „Die Heimkehr“, welche zuerst in den „Reisebildern“ erschien, ist der seligen Friederike Barnhagen von Ense gewidmet, und ich darf mich rühmen, der erste gewesen zu sein, der diese große Frau mit öffentlicher Huldigung verehrte. Es war eine große That von August Barnhagen, daß er, alles kleinliche Bedenken abweisend, jene Briefe veröffentlichte, worin sich Rahel mit ihrer ganzen Persönlichkeit offenbart. Dieses Buch kam zur rechten Zeit, wo es eben am besten wirken, stärken und trösten konnte. Das Buch kam zur trostbedürftig rechten Zeit. Es ist, als ob die Rahel wußte, welche posthume Sendung ihr beschieden war. Sie glaubte freilich, es würde besser werden, und wartete; doch als das Warten kein Ende nahm, schüttelte sie ungeduldig den Kopf, sah Barnhagen an, und starb schnell — um desto schneller auferstehen zu können. Sie mahnt mich an die Sage jener andern Rahel, die aus dem Grabe hervorstieg und an der Landstraße stand und weinte, als ihre Kinder in die Gefangenschaft zogen.

Ich kann ihrer nicht ohne Wehmut gedenken, der liebevollen Freundin, die mir immer die unermülichste Theilnahme widmete und sich oft nicht wenig für mich ängstigte in jener Zeit meiner jugendlichen Übermüthen, in jener Zeit, als die Flamme der Wahrheit mich mehr erhitzte, als erleuchtete . . .

Diese Zeit ist vorbei! Ich bin jetzt mehr erleuchtet, als erhitzt. Solche kühle Erleuchtung kommt aber immer zu spät bei den Menschen. Ich sehe jetzt im klarsten Lichte die Steine, über welche ich gestolpert. Ich hätte ihnen so leicht ausweichen können, ohne darum einen unrechten Weg zu wandeln. Jetzt weiß ich auch, daß man in der Welt sich mit allem besaffen kann, wenn man nur die dazu nöthigen Handschuhe anzieht. Und dann sollten wir nur das thun, was thunlich ist und wozu wir am meisten Geschick haben, im Leben wie in der Kunst. Ach! zu den unseligsten Mißgriffen des Menschen gehört, daß er den Wert der Geschenke, die ihm die Natur am bequemsten entgegenträgt, kindisch verkennt, und dagegen die

Güter, die ihm am schwersten zugänglich sind, für die kostbarsten ansieht. Den Edelstein, der im Schooße der Erde festgewachsen, die Perle, die in den Untiefen des Meeres verborgen, hält der Mensch für die besten Schätze; er würde sie gering achten, wenn die Natur sie gleich Kiesel und Muscheln zu seinen Füßen legte. Gegen unsere Vorzüge sind wir gleichgültig; über unsere Gebrechen suchen wir uns so lange zu täuschen, bis wir sie endlich für Vortrefflichkeiten halten. Als ich einst nach einem Konzerte von Paganini diesem Meister mit leidenschaftlichen Lobsprüchen über sein Violinspiel entgegentrat, unterbrach er mich mit den Worten: „Aber wie gefielen Ihnen heute meine Komplimente, meine Verbeugungen?“

Besehdenen Sinnes und um Nachsicht bittend übergebe ich dem Publikum das „Buch der Lieder“; für die Schwäche dieser Gedichte mögen vielleicht meine politischen, theologischen und philosophischen Schriften einigen Ersatz bieten.

Bemerken muß ich jedoch, daß meine poetischen, ebensogut wie meine politischen, theologischen und philosophischen Schriften, einem und demselben Gedanken entsprossen sind, und daß man die einen nicht verdammen darf, ohne den andern allen Beifall zu entziehen. Zugleich erlaube ich mir auch die Bemerkung, daß das Gerücht, als hätte jener Gedanke eine bedenkliche Umwandlung in meiner Seele erlitten, auf Angaben beruhet, die ich ebenso verachten wie bedauern muß. Nur gewissen bornierten Geistern konnte die Milderung meiner Rede, oder gar mein erzwungenes Schweigen, als ein Abfall von mir selber erscheinen. Sie mißdeuteten meine Mäßigung, und das war um so liebloser, da ich doch nie ihre Unwut mißdeutet habe. Höchstens dürfte man mich einer Ermüdung beschuldigen. Aber ich habe ein Recht, müde zu sein. . . Und dann muß jeder dem Gesetze der Zeit gehorchen, er mag wollen oder nicht. . .

„Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergehn!“

Die Melodie dieser Verse summt mir schon den ganzen Morgen im Kopfe und klingt vielleicht wieder aus allem, was ich soeben geschrieben. In einem Stücke von Raimund, dem wackeren Komiker, der sich unlängst aus Melancholie totgeschossen, erscheinen Jugend und Alter als allegorische Personen, und das Lied, welches die Jugend singt, wenn sie von dem Helden Abschied nimmt, beginnt mit den erwähnten Versen. Vor vielen Jahren, in München, sah ich dieses Stück; ich glaube, es heißt: „Der Bauer als Milltionär.“ Sobald die Jugend abgeht, sieht man, wie die Person des Helden, der allein auf der Scene zurückbleibt, eine sonderbare Veränderung erleidet. Sein braunes Haar wird allmählich grau und endlich schneeweiß; sein Rücken krümmt sich, seine Kniee schlottern; an die Stelle des vorigen Ungeflüms tritt eine weinerliche Weichheit. . . das Alter erscheint.

Nach diese winterliche Gestalt auch schon dem Verfasser dieser Blätter? Gewahrst du schon, teurer Leser, eine ähnliche Umwandlung an dem Schriftsteller, der immer jugendlich, fast allzu jugendlich, in der Litteratur sich bewegte? Es ist ein betrübender Anblick, wenn ein Schriftsteller vor unseren Augen, angesichts des ganzen Publikums, allmählich alt wird. Wir haben's gesehen, nicht bei Wolfgang Goethe, dem ewigen Jüngling, aber bei August Wilhelm von Schlegel, dem bejahrten Gecken; wir haben's gesehen, nicht bei Adalbert Chamisso, der mit jedem Jahre sich blüthenreicher verjüngt, aber wir sahen es bei Herrn Ludwig Tieck, dem ehemaligen romantischen Strohmian, der jetzt ein alter räudiger Muntische geworden . . . O, ihr Götter, ich bitte euch nicht, mir die Jugend zu lassen, aber laßt mir die Tugenden der Jugend, den uneigennütigen Groll, die uneigennütige Thräne! Laßt mich nicht ein alter Polterer werden, der aus Neid die jüngeren Geister anläßt, oder ein matter Jammermensch, der über die gute alte Zeit beständig flennt . . . Laßt mich ein Greis werden, der die Jugend liebt und trotz der Alterschwäche noch immer theilnimmt an ihren Spielen und Gefahren! Mag immerhin meine Stimme zittern und beben, wenn nur der Sinn meiner Worte unerschrocken und frisch bleibt!

Sie lächelte gestern so sonderbar, halb mitleidig, halb boshaft, die schöne Freundin, als sie mit ihren rothigen Fingern meine Locken glättete . . . Nicht wahr, du hast auf meinem Haupte einige weiße Haare bemerkt?

„Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergehn!“

Geschrieben zu Paris, im Frühjahr 1837.

Heinrich Heine.